

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 9.

Sonntag, 10. Januar

1932.

## Das Spiel mit dem Feuer.

Roman von HORST BODEMER.

(17. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich danke Ihnen, Baronesse, daß Sie gekommen sind!“

Ihre Hände krampften sich fester um den Stod, den sie vor sich tief in den Boden getrieben hatte. Ruhig sagte sie:

„Daß hier heroben kein Feisthirsch wechselt, hab' ich natürlich gewußt! Also, Herr Rittmeister Niedenstein, was wollen Sie von mir? Um das zu erfahren — wir sind hier ja völlig ungestört —, bin ich gekommen!“

Entzückend war das ja, wie die Baronesse ihn ansprach. Natürlich, sie wehrte sich. Allerlektes Wehren war's! Da hieb man los mit geschlossenen Augen auf gut Glück! Heute abend, im Schloß, sollte sie Kamilla hochtreiben, deshalb hatte er sie hierher — gezwungen.

„Baronesse, was ich von Ihnen will, ist das wirklich so schwer zu erraten?“

„Ich habe keinen Anlaß, mich ernstlich mit Plänen zu beschäftigen, die Sie bewegen!“

„Und sind doch gekommen!“

Sie fühlte, er war ihr geistig über. Aber wenn ein Weib zäh wird, dann krampft es sich an die Tatsachen. Mit finsternem Gesicht sah sie den Rittmeister an.

„Ich weiß Bescheid, was früher war. Wenn Sie Meggelbronn gekauft haben, werden Sie Ihre Gründe gehabt haben! Die liegen doch auf der Hand! Entweder die Lieb' treibt Sie in die Näh' meiner Rusin, wenn Sie die Auffahrt zum Schloß net finden, ihr Kutscher kennt sie, oder Sie wollen die Gräfin Merun quälen, dann sind Sie ein Lump! ... Darüber möcht ich klar sehen, deshalb bin ich hier! Nun wissen Sie wahrhaftig ganz genau Bescheid! ... Und wenn Sie mich noch so ansehen, Herr Rittmeister Niedenstein, als Ihr Werkzeug möchten Sie mich haben, dann irren Sie sich gewaltig!“

Noch ein paar Schritte kam er näher. Nur noch drei Rand er vor ihr. Höhnle, und doch lag ihm dabei ein bitterer Geschmack auf der Zunge.

„Ich hörte mit Bedauern, die Frau Gräfin fühlt sich schon einige Zeit nicht wohl!“

„Man muß ein sehr hartes Gemüt haben, wenn man das net versteht! ... Und sagen müßten Sie sich eigentlich, daß ich nur hierher gekommen bin, um meiner Rusin' Ruhe vor Ihnen zu schaffen!“

„Also, meine Nähe genügt schon ...“

„Legen Sie ja nichts zu Ihren Gunsten aus! Wenn man jemand einmal lieb gehabt hat und dann Enttäuschung über Enttäuschung an ihm erlebt, dieser Jemand sich plötzlich wieder nach vielen Jahren in den Gesichtskreis drängt, meinen Sie, das geht einer anständigen Frau net über die Nerven?“

„So, nicht zu meinen Gunsten? Damit muß ich mich natürlich abfinden!“

„Tun Sie, bitt' schön! Anständig!“

Dieses Rädel! Das sich schwer auf ihren Stod stützen mußte. Dessen Leib bebt — und doch blieb der Kopf klar. Und er war hierher gekommen, um es zum Weinen zu bringen. Ihre Sinne zu verwirren, damit es am Abend im Schloß eine wilde Aussprache gab!

Er stand wie festgewurzelt, sagte vorläufig gar nichts. Wenn sie sich aber wandte zu gehen, sprang er mit einem

Satz an ihre Seite. Redete auf sie ein, griff nach ihrer Hand. Mit dem Teufel mühte es doch zugehen, wenn er sie nicht zu betören vermochte ... Und hatte doch keine Ahnung, wie jammervoll sie litt. Hier versagte seine Kunst in der Behandlung des weiblichen Geschlechts. Zum ersten Male in seinem Leben. Weil er eines nicht in Rechnung stellte. Die Hemmung, die ein anständiges Weib hatte, wenn es sich um das Glück eines nahestehenden Menschen handelte ...

Die Gräfin Merun hastete den Gang weiter hinaus. Ihre Knie zitterten. Oft mußte sie sich an einen Baumstamm lehnen. Und immer wieder die Hunde zurüdrufen. Die schienen Witterung von der Theres' bekommen zu haben, wollten den Berg hinaufstürmen. Zu klarem Denken kam sie gar nicht. Nur ein Gedanke hatte vollkommen Gewalt über sie gewonnen: da oben war ihre Rusine in ernstlicher Gefahr! ... Sie riß sich zusammen. Kletterte weiter hinauf. Rutschte, fiel auf die Knie, erhob sich. Und blieb erschreckt stehen. Die Hunde waren herumgefahren, knurrten. Einen morschen Ast hörte sie knaden. Da unten kam jemand. Der Förster konnte es nicht sein, über den hätten sich die Hunde nicht aufgeregt. Im Gegenteil, sie wären ihm freudig entgegengeprungen. Wenn es Egbert Niedenstein war? Um Himmelswillen, nur das nicht! Dann ... Sie setzte sich auf einen Baumstumpf. Rief die Hunde zu sich, und wartete mit wildschlagendem Herzen. Die Rückenhaare von Tell und Treff sträubten sich. Sie waren mit leisen Worten kaum zu halten. Eine Beruhigung, die Tiere bei sich zu haben, war's immerhin für Kamilla Merun ... Jetzt hörte sie die Schritte ganz deutlich. Im nächsten Augenblick bog Herr Helmboldt um eine Waldecke.

„Nieder!“

Die Hunde legten sich hin. Wagten aber nicht mehr zu knurren. Fingen an mit den Schwänzen zu schlagen. Hatten den Jagdpächter erkannt.

Der kam näher, zog den Hut.

„Guten Tag, Frau Gräfin! Wollen Sie sich auch den Feisthirsch ansehen?“

„Ja, das heißt, meine Rusine ist hinauf. Ich bin net wild drauf. Da hab ich sie losmarschieren lassen. Es sind ja keine Jagdhunde, die ich bei mir hab!“ Und dann zuckte ihr ein guter Gedanke durch den Kopf. „Ich hätt' eine sehr große Bitt', Herr Helmboldt!“

„Sie brauchen nur zu befehlen, Frau Gräfin!“

„Net recht auf dem Damm war ich die letzte Zeit! Da schau'n's an meinen Rod, ein paar Mal bin ich tüchtig ausgerutscht! Hab mir a bisserl weh getan! Net weiter schlimm! Aber wenn Sie mich nach Hause bringen würden, wär ich Ihnen dankbar. Der Feisthirsch wird auch morgen noch zu entdecken sein!“

„Mit Freuden steh' ich zur Verfügung — selbstverständlich!“

Sie erhob sich vom Baumstumpf. Ein schmerzliches Zucken lief um Kamilla Meruns Mund. Das hätte da oben ja eine schöne Geschichte geben können, wenn Herr Helmboldt auch noch dazu gekommen wäre. Dies zu verhindern war jetzt das Nötigste. Sie war auch recht froh, im letzten Augenblick von einer großen Dummheit abge-



halten worden zu sein. Und dann kam ihr auch gleich noch ein guter Gedanke. Sagte sie die Hunde zu ihr hinauf, hatte die Theres für alle Fälle Hilfe. Dann kam ihr wohl von allein die Erkenntnis, daß sie ein gutes Stück Weges hinter ihr hergewesen war. Hoffentlich gab heute Abend ein Wort das andere und es kam zu einer gründlichen Aussprache. Diese Spannung länger zu ertragen, fühlte sie sich nicht gewachsen.

„Tell, Treff — sucht — verloren! . . . Meine Kusine soll wissen, daß ich nach Haus gegangen bin, damit sie net unnötig wartet. Es wird jetzt schon so früh dunkel!“

Mit einem kurzen Bläffer jagten die Hunde den Hang hinauf.

Luz Helmboldt wurde ärgerlich, aber er erwiderte nichts. Weibliche Logik! Erst sagte die Gräfin, der Hunde wegen hätte sie nicht mit ganz hinauf wollen, damit der Feisthirsch nicht vergrämt würde, und dann hekte sie sie doch los.

Langsam ging es den Hang hinab. Helmboldt war sehr besorgt. Reichte der Gräfin an schlüpfrigen Stellen die Hand. Und verabschiedete sich am Schlosse von ihr.

„Tausend Dank! Und seien S', bitt schön, net bös, daß ich Sie um den Nachmittag gebracht habel!“

„Aber Frau Gräfin, davon kann doch keine Rede sein! Es war mir eine Freude, Ihnen eine kleine Gefälligkeit erweisen zu dürfen!“

Und ging dann doch recht unwillig ins Gasthaus. Der Wirt wollte ihn austragen. Aber er hatte kein Glück.

„Ich bin eben umgekehrt! Werd meine Gründe schon dafür haben!“ . . .

Auf Egbert Niedensteins Stirn hatte sich die Falte von der Nasenwurzel quer über die Stirn wieder einmal tief eingegraben. Diesem stummen Gegenüberstehen mußte ein Ende gemacht werden. Reden brachte die Weiber zum Heulen!

„Begreiflich, Baronesse, daß Sie die Dinge von Ihrem Standpunkt ansehen! Doppelt begreiflich, denn es handelt sich um Ihr Geschlecht und um eine nahe Verwandte! Ich kann nicht verlangen, daß Sie dem anderen Teile Gerechtigkeit widerfahren lassen!“

Theres Hölzlin's Spannkraft wuchs. Sie war um die Antwort nicht verlegen.

„So reden S' doch von Ihrem Standpunkt! Um den mir anzuhören, bin ich ja heraufgekommen! Ich glaubt neulich schon, als ich mit Ihnen nach Reggelbrunn gegangen bin, würden S' den mir sagen! Sonst hätt ich mich doch auf diesem Weg hier bereits von Ihnen getrennt! Alles andere war nur Gerede darum herum! Von Ihrer Seit' wie von meiner! Das wissen S' auch ganz genau! . . . Ich bin sonst gar net neugierig! Ruhe vor Ihnen wollt ich meiner Kusin schaffen!“

„Hab ich den Schwur gebrochen?“

„Narrißch waren S' und narrißch scheinen S' noch heut zu sein! Wie lang hat Sie denn meine Kusin gekannt? Zehn Tage oder wenig länger. Und dann gehen S' in den Krieg und lassen kein Sterbenswörtlein von sich hören! . . . Meinen S', da macht sich eine Braut keine Gedanken? Wenn der Bräutigam in der ersten Aufregung schreibt: Ich laß nix von mir hören bis zum Friedensschluß! Hätten S' das auch geschrieben, wenn S' gewußt, daß er länger als vier Jahre dauert? . . . Also reden S' keinen Unsinn daher, Herr Rittmeister Niedenstein! Sie sind ein arg Schlimmer, dem' net wohl ist, wenn er net mit dem Feuer spielen kann!“

Was darauf antworten? Der Baronesse sagen, daß er Angst gehabt habe vor dem „Schweinehund“ in ihm? Sie hätte es ja gar nicht geglaubt, ihn ausgelacht!

„Ich — ein arg Schlimmer? Da verkennen Sie mich doch ungeheuer!“ Nun war schon alles einerlei. Jetzt den Sturm gewagt! Und wenn er sich einmal eine Blöße geben mußte, die schnell überdeckt! „Können Sie es beurteilen, wie es einem Mann zu Mute ist, in den Krieg zu ziehen, einen kostbaren Schatz im Herzen? Den widert man sorgsam ein, zeigt ihn nicht umher! Behütet ihn vor jedem Stoß, damit er ja nicht verfehlt wird. Gibt

natürlich mehr acht auf den Schatz als nötig ist, das liegt in der menschlichen Veranlagung. Persönlichkeitswert ist oft Liebhaberwert. Und wenn einer „narrißch“, so sagten Sie vorhin, auf eine Person oder Sache ist, dann pflegt er sie zu überschätzen!“ Über Egbert Niedensteins Gesicht weuerte es, seine Hände ballten sich zu Fäusten, die Worte überschlugen sich fast. „Da liegt man eines Tages verlaßt und verdreht in Galizien, am Wachtfeuer österreichischer Kameraden! Steiermärker! Grazer! Man lüftet ein ganz klein wenig das Tuch, in dem der Schatz geborgen liegt, fragt so ganz nebenbei nach der Baronesse Kamilla Hölzlin . . . Hat Glück gehabt, ein Graf Merun . . . Ich war nie feig! Aber dann wurde ich der Draufgänger! Den Tod habe ich nie gesucht, aber er hatte keine Schreden mehr für mich! . . . Warum stehen auf einmal Tränen in Ihren Augen, Baronesse? Sie waren doch so schön dabei, mir die Leviten zu lesen?“

Aus dem Unterholz brachen die Hunde. Theres Hölzlin schrak zusammen. Sie bellten, sprangen um sie, rochen an Niedenstein. Sahen ihre Gebieterin an. Die nicht mehr ein noch aus wußte. War der Rittmeister ein großer Rattenfänger? Hatten die Hunde ihre Spur aufgenommen oder kam da die Kamilla hinter ihr her? . . . Um Gottes willen, wenn sie hier überrascht wurde!

Kein Wort sagte sie. Tief in den Wald hinein, den Abhang hinab. Floh sie, weil sie ein schlechtes Gewissen hatte? Floh sie aus seiner Nähe, weil dieser Mann, dieser — Mensch! . . .

Egbert Niedenstein stand breitbeinig da, die Fäuste in die Seite gestemmt . . . Hatte er sich Blößen gegeben? Ach ja! War er Sieger geblieben? . . . Es schien so! Nun, das würde sich bald herausstellen!

Mit festen Schritten ging er heim, aber die tiefe Falte, steil von der Nasenwurzel, blieb auf seiner Stirn stehen . . .

Theres Hölzlin zitterten die Knie. Sie warf sich ins Heidelbeerkraut. Der Atem pfliff ihr aus der Brust. Sie brauchte lange, bis sie einige Ordnung in ihre Gedanken gebracht hatte. Und dann zuckten die auch noch alle Augenblicke hin und her. Warum war sie nicht fähig gewesen, weiter mit dem Rittmeister Niedenstein zu sprechen? Damit die Bahn frei wurde! . . . Gestohlen war sie, weil er nicht hatte sehen sollen, daß ihr die Tränen aus den Augen stürzten . . . Aus Mitleid mit ihm? . . . Für Sekunden glaubte sie das, dann aber drängten sich rasch Zweifel auf. Spielte er nur mit ihr wie auf einer Harfe? Bald in moll, bald in Dur. Damit ihr Herz weich wurde? Wenn sie das nur wüßte! . . . Nahm er lachend eines Tages Kamilla in die Arme, wie stand es dann um sie? . . . Dieser Mann, dieser Mensch! . . . Ihre Kusine aber würde sie nachher ins Verhör nehmen. Zum Lügen hatte sie nicht die Kraft! . . . Und was dann, wenn ein Wort das andere gab? . . . Es durfte kein Wort das andere geben! Sonst mußte sie heimreisen. Wieder in des Lebens Enge . . . Wie sich verhalten? Furcht hatte sie weiter zu gehen — Furcht!

Wie lange sie im Heidelbeerkraut gelegen, wußte sie nicht. Es dämmerte. Ihr fröstelte. Die Hunde hekten sich vor Langerweile im Kreise um sie! Daß die nicht sprechen konnten! Wie zerschlagen erhob sie sich. Dem Schlosse ging sie zu. Je näher sie ihm kam, um so mehr verlangsamte sich ihr Schritt . . .

Luz Helmboldt hatte im Wirtshaus keine Ruhe gehabt. Was sollte er da? Den kleinen Eisenacher Auftrag schrieb er nach Berlin. Warf dann den Federhalter hin. Sprang auf die Füße. Die Baronesse war ja oben an den Eichen. Bis zur Brücke wollte er ihr entgegengehen. Sie nach Hause geleiten. Die Entscheidung mußte in diesen Tagen fallen, sonst erschien seine Mutter plötzlich hier. Vielleicht gelang es ihm heute schon, eine Andeutung zu machen, warum er dieses Mal gekommen sei . . . Natürlich erkundigte er sich nach dem Feisthirsch und bat sie, die Hunde zu Hause zu lassen, wenn sie ihn wieder einmal beobachten wollte, damit der Hochgeweihte nicht vergrämt wurde.

(Fortsetzung folgt.)



# Das linke Gesicht.

Von Waltrud Nigol.

War das nicht Joachim von Greiff? Oder war er es nicht?

Lilly blühte unverwandt den Herrn an, der in einiger Entfernung von ihr in der Straßenbahn saß. Er war in eine Zeitung vertieft und nur zuweilen konnte sie sein scharfes Profil prüfend betrachten. Nun ja, das war allerdings das Gesicht eines reifen Mannes. Das Haar an der Schläfe war ergraut. Viele Jahre lagen aber auch zwischen damals und heute, viele Jahre und ein ganzer Krieg.

„Wagnerstraße!“ rief der Schaffner in den Wagen und ließ die Schelle aufgellen.

Lilly sprang auf die Füße. Sie war schon da, sie mußte ja aussteigen. Wenn es nun doch Joachim von Greiff war, der Freund vergangener, sorgloser Jugendtage? Ihr Blick haftete zögernd an dem Profil des lesenden Fahrgastes. In diesem Augenblick hielt die Bahn mit starker Bremsung. Der Herr schaute auf, mitten in das fragende Auge der Frau.

Alles Blut wich aus Lillys Gesicht. Sie sah auf einmal in ein zur Graze entstelltes Gesicht. Aber noch ehe sie etwas sagen konnte, war der Herr aufgesprungen. In unglaublicher Freude und Überraschung sprudelte er ihren Namen hervor.

Fahrgäste drängten Lilly hinaus.

„Ich steige mit Ihnen aus“, hörte sie seine Stimme hinter sich sagen. Und auf einmal stand sie draußen auf der Straße und der Freund aus längst vergangenen Tagen hatte ihre Hand erfaßt, und sie mußte ihm in das vertraute und doch so fremde, entstellte Gesicht schauen. Es wurde ihr schwer, ihn mit ruhigem Gleichmaß anzusehen. Narben bedeckten die linke Gesichtshälfte. Das Ohr war verstümmelt und das Auge, scheinbar ein Glasauge, lag eingesunken und blickte starr. Nur die rechte trug vertraute Züge und war ganz unverfehrt. Es wirkte seltsam.

„Haben Sie mich auch wiedererkannt, Lilly, trotz meines veränderten Aussehens? Ja, der Krieg hat mich nicht gerade verschönert!“

Hätte ich sein linkes Gesicht zuerst gesehn, wohl kaum, ging es Lilly durch den Kopf. Doch sie blickte ihm tapfer in das gültige Auge und lächelte bejahend.

„Aber wo kommen Sie her, Lilly, erzählen Sie doch! Gewiß sind Sie verheiratet und ich darf gar nicht mehr Lilly sagen.“

„Ja, ich war verheiratet. Aber mein Mann ist seit drei Jahren tot.“

„Tot?“

„Ja, der Krieg hatte seiner Gesundheit sehr zugeführt. Eines Tages wurde er ernstlich krank. Ich reiste sofort mit ihm nach Davos. Aber es war zu spät.“

„Haben Sie Kinder?“

„Ja, einen Buben. Er ist jetzt vier Jahre alt.“

„Wie kommen Sie gerade in diesen Winkel Deutschlands?“

Als ich allein stand, mußte ich mich nach einer Existenzmöglichkeit umsehen. Meine Kunst kam mir zur Hilfe. Dant einiger früherer Konzerte konnte ich bald mein Examen machen. Man muß sein Können heute immer auf dem Papier beweisen. Und ich wurde hier am Konservatorium angestellt. So kann ich mich mit meinem Jungen wenigstens über Wasser halten.“

Joachim von Greiff sah sie bewundernd an. Sie war immer noch eine schöne Frau. Vielleicht heute, mit der Reife und Mütterlichkeit im Ausdruck schöner, als er sie gekannt. Sie zählte damals 20 Jahre und war ein gleichmäßig-heiteres, aber sehr herbes Wesen. Nur in ihrem Geigenspiel hatte er immer die frauliche Wärme und Innigkeit zu spüren geglaubt, die sie heute ausströmte.

Er erzählte ihr von seinem Leben. Es war sehr einfach, aber auch sehr einsam. Nach dem Krieg hatte er die väterliche Kutsche übernommen. Eine Frau, die er liebte, hatte einen andern geheiratet. Und nun lebte er sehr zurückgezogen, nur die Arbeit und die Jagd füllten sein Leben aus. Zuweilen fuhr er einmal in die Großstadt, und da . . . gerade heute, schenkte ihm der Zufall dieses Wiederbegegnen.

„Sie müssen mich öfter mal besuchen, lieber von Greiff! Alte, bewährte Freunde wie wir müssen heute mehr denn je zusammenhalten.“

Es wurde ihm warm ums Herz, als sie im Weitergehen seinen Arm ergriff und in heiterer Vertrautheit plauderte.

„Wollen Sie meinen kleinen Heinz mal sehen, lieber Freund? Kommen Sie mit! Ich stehe ihn vormittags

immer in den Kindergarten. Ach, das ist ein Jubel, wenn die Mutti dann kommt, und ihn mit nach Hause nimmt.“ Ein glückliches Lächeln ging über Lillys schmales Gesicht. „Wollen Sie warten?“

„Gerne, selbstverständlich.“

Er sah ihr nach, wie ihre schlanke Gestalt im dunklen Torweg verschwand. Es dauerte nicht lange, da kam sie zurück, an der Hand einen kleinen, zierlichen Knaben in buntgesticktem Kittel. Große, glänzende Kinderaugen blickten verzückt zu der Mutter auf und ein helles, zerbrechliches Stimmchen berichtete eifrig die letzten Neuigkeiten des ereignisreichen Tages.

„Da ist er, mein Kleiner, da bringe ich ihn!“ lächelte Lilly ihm entgegen.

Das Kind blickte auf. Ein namenloses Entsetzen schüttelte den schmalen Körper. Dann stürzte es jäh auf die Mutter zu und preßte schreiend das Gesicht in ihre Kleider. „Der Mann soll fortgehen, der böse Mann tut mir was“, würgte es schluchzend hervor.

Lilly war ratlos. Sie versuchte, das Kind zu beruhigen, sprach von dem lieben, guten Onkel, der dem kleinen Heinzemann einen schönen Luftballon kaufen würde. Aber es war vergebens. Der Junge schrie und war wie in Schweiß gebadet.

Lilly sah hilflos und mit einem Blick, der um Verzweiflung bat, zu Joachim von Greiff auf. Sein Mund war hart geworden. Rot brannten die Narben auf seiner linken Gesichtshälfte.

„Ich will gehen, es ist besser.“

„Aber Sie besuchen mich doch bald einmal,“ bat sie gequält, „ich wohne hier in der Mozartstraße 10.“

Er grüßte und ging zögernd davon.

Lilly stand noch lange da, den leiser schluchzenden Knaben an sich gedrückt und sah ihm nach.

\*

Wie doch die gelben Rosen dufteten! Das ganze Zimmer war angefüllt von ihrem sommersüßen Geruch.

Lilly hatte Geburtstag heute. Darum war der Strauß besonders groß ausgefallen. Es waren nicht die ersten Blumen von ihm, o nein. Fast immer, wenn er kam, um mit ihr bei einem bescheidenen Täßchen Tee den Abend zu verplaudern, brachte er Blumen mit.

Joachim von Greiff gehörte nicht zu den glatten, galanten Männern. Wenn er ins Zimmer trat mit ein paar Ketten oder Beilchen in der Hand, sah er ungeschickt und rührend zugleich aus. Aber er wußte und spürte, wie kindlich Lilly sich freuen konnte. Alles, was zur Behaglichkeit ihres kleinen Heims beitrug, löste eine lebhafteste Freude in ihr aus. Und diese glückliche Dankbarkeit ging wie eine warme Welle über sein hungriges Herz.

Und so war er auch heute Abend gekommen. — Nun sah er ihr gegenüber in dem behaglichen Sessel unter der gelben Stehlampe, deren Licht mit sanfter Milde auf seinem zer-rissenen Gesicht und seinen großen, feinnerdigen Händen ruhte.

„Sie sind so feierlich heute, lieber Freund!“ scherzte Lilly, während sie den Tee in die dünnen Porzellanschalen goß. „Ist der Geburtstag einer Frau irgendwo in Deutschland eine so seriöse Angelegenheit?“

Joachim von Greiff hob den Kopf. Sein lebendiges Auge stand voll Glanz. „Wissen Sie, Lilly, Geburtstage sind immer gewissermaßen Stationen. Dieser kleine Aufenthalt zwingt uns zum Nachdenken. Wieviel Stationen haben wir noch vor uns? Wo werden sie uns hinführen? — Und dabei geht es mir so durch den Kopf, daß Sie ohne Begleitung reisen . . . genau wie ich. Meine Reise ist sehr einsam. — Verstehen Sie mich, Lilly?“

Ein leises Glücksgefühl rieselte über sie hin. Wie gut seine Stimme klang.

„Ich möchte Ihr Reisegefährte werden . . . auch ihr Reisemarschall,“ hörte sie ihn weiter sagen. „Für eine Frau wie Sie ist das Selbstdisponieren und Elbdogengebrauchen auf die Dauer aufreibend.“

O, wie recht er hatte. Ja, ja, es war ihr furchtbar, dieses Berufsleben, dieses Stundengeben von morgens bis abends, diese Auseinandersetzungen mit Borgesehten, das ewige Rechnen und Überlegen, wie das Geld am besten reichte. O, es mußte traumhaft-beglückend sein, einmal aus-zuruhen nach all diesen Jahren der Hast und Sorge.

Joachim von Greiff ergriff erregt ihre Hand. „Lilly, wenn Sie sich entschließen könnten . . .“ Seine Stimme



wurde ruhiger: „Doch ich will Sie nicht bitten; ich weiß, diese Frau in Ihrem Alter greift nicht impulsiv wie ein Baafisch gleich zu. Ich lasse Ihnen Zeit, sich an diesen Gedanken zu gewöhnen. Sie haben mir Ihr Vertrauen geschenkt . . . vielleicht schenken Sie mir noch mehr.“

Lilly strich ihm mit einer unbewußt zärtlichen Gebärde über das ergraute Haar. Sie wußte nichts zu sagen. Das kam alles so unerwartet, so überwältigend und seltsam. War das ein neues Glück, was ihr die Hand bot? Nicht das Glück einer stürmischen Liebe, sondern das der echten Kameradschaft, nach dem sie sich sehnte. — „Du Lieber!“ flüsterte sie kaum hörbar.

Doch sein hungriges Ohr hatte diesen Klang vernommen. Er bedeckte ihre Hände mit Küssen . . .

Als er ging, bat er: „Ah, ich möchte den Kleinen noch mal im Bettchen sehen. Kinderschlaf ist so ein Stückchen aus einer besseren Welt.“

Lilly erschraf. Alles Vergangene wurde plötzlich wieder lebendig. Immer wieder dieser Kampf mit dem Kind, das diesen Mann fürchtete und verabscheute. — Hatte er das so ganz vergessen?

Lilly wurde es bang ums Herz. Ja, die Hand hatte er ihm gegeben; aber Joachim von Greiff wußte nichts von der nervösen Erregung, die noch den ganzen Tag in dem Kinde nachwirkte hatte. Ah, wie buhlte er um das Vertrauen des Jungen. Würde das immer so bleiben? Fühlte das Kind nicht das Herz dieses Mannes? Spürte er nicht instinktiv, wie ein Tier, den gütigen Menschen?

Sie öffnete vorsichtig die Schlafzimmertüre und schaltete Licht ein. Joachim von Greiff trat auf Zehenspitzen näher an das weiße Kinderbettchen heran. Der Kleine murmelte hin und wieder im Schlaf. Auf seinen Wangen lag ein rofiger Hauch. Seine blassen Händchen hielten einen Teddybär umklammert.

Doch wie kam es nur? Hatte er Schritte gehört? Auf einmal schlug er die Augen auf. Er sah das verhasste Gesicht so nah über sich und schrie auf in hellem Entsetzen. Seine kleine Faust schlug wild nach dem Manne.

Lilly stürzte herbei, bettete den Kopf des Knaben an ihre Schulter, und sprach ihm zu. Aber er blieb beharrlich dabei, daß der böse Mann fortgehen sollte. Die Angst des Kindes steigerte sich, je mehr sich beide um es bemühten. Sein blaßes Gesichtchen wurde krebsrot und sein Herz schlug zum Zerpringen.

Lilly war verzweifelt. Sollte sie zornig werden oder traurig? Sie versuchte, den heftig strampelnden Jungen wieder ins Bett zu legen.

Joachim von Greiff blidte unglücklich drein. „Das arme Kerlchen . . . es ist nervös. Doch es wird sich schon geben,“ sagte er hinzu, aber seine Stimme klang hoffnungslos.

Lilly begleitete ihn an die Haustür und preßte seine Hand. Alles in ihr war aufgerissen. — Dann lehrte sie an das Bett des schluchzenden Knaben zurück. Sanft strich sie über seinen Kopf.

„Der böse Mann soll nie mehr kommen, er tut mir was, Mutti . . . er sieht so böse aus!“

„Nein, mein Liebling, er soll nie mehr kommen.“ beruhigte Lilly ihn und jäh erfaßte sie den Sinn dieser Worte. Nie mehr kommen, hatte sie gesagt . . . Ein Schmerzgefühl umkrampfte ihr Herz. Hatte sie kein Recht mehr an ein laßes Glück? Was war es, daß sich das Kind zwischen sie stellte? Gönnte es niemand einen Platz in dem Herzen seiner Mutter? Oder sprach der Vater aus ihm? — Er hatte alle häßlichen Menschen abgelehnt. Einmal, nach einem Konzert, hatte er sie wie trunken an sich gerissen: „Wie schön läßt du heute abend aus, als du spieltest! Ich hätte dich nie geliebt, wenn du nicht so schön wärst!“ — Ah, sie hatte damals gelacht, glücklich und zufrieden, ihm zu gefallen . . . Wie anders dachte ihr Herz heute. Da lag ihr Kind, ihr Knabe, ihr Blut und sein Blut. Was schlummerte in ihm, welche Gedanken, welche Eigenschaften? Würde er es ihr einmal danken, wenn sie ihm ihr ganzes Sein schenkte? Würde er alles, worauf ihr Frauenherz verzichtet wollte, mit seiner Liebe ersehen? Und wenn nicht . . . sein junges, wachsendes Leben war in ihre Hand gegeben. Sie mußte ihre Pflicht erfüllen und diese Pflicht machte glücklich und reich. Alles andere verblaßte daneben.

Sie beugte sich nieder und küßte das Haar des Kindes. Es war wie ein Gelübde.

Sein stoßweises Aufschluchzen wurde matter, sein Gesicht friedlicher.

Spät in der Nacht ging Lilly noch einmal in das Nebenzimmer. Es schien, als dufteten die Rosen stärker und beängstlicher als am Tage . . .

Und dieselbe Hand, die kurze Zeit vorher heiße Küsse gespürt hatte, schrieb einen Brief, der aus einem glücklichen Menschen wieder einen einsamen machte . . .

## Ich lerne Skilaufen.

Eine heitere Skizze vom Übungshang.

Obwohl ich mich notgedrungen mit der Ansicht der Wissenschaft vertraut gemacht habe, daß wir am Anfang einer neuen Eiszeit stehen, so daß die Erlernung des Skilaufs Pflicht jedes weisichtigen Menschen sein sollte, so ist in meinem Falle eigentlich jener schneidige Berliner schuld. Er wohnte mit mir zusammen beim Better Glas im Oberhof.

„Nichts ist einfacher als Skilaufen! Man stellt sich auf einen Berg, gibt sich einen Schwung und überläßt alles Weitere den Schneeschuhen!“ Also sprach geringschätzig der Berliner.

Wenn das so einfach ist, kann man es ja mal versuchen. Dachte ich. Ich kroch in die Bindung und verunzierte zunächst einmal die schöne glatte Schneefläche hinterm Hause des Better's Glas. Die Wagensteine und die Alppizzen schauten mir stillvergnügt zu, wie ich klappernd im Gelände herumtaufte. Ein Gendarm, der mich wegen meines gemeingefährlichen Tuns arretiert hätte, war glücklicherweise weit und breit nicht zu sehen. Doch ein Roter klaffte mich verwundert an.

Ich machte es mir leicht! Abwechselnd lief ich auf den Füßen, auf dem Bauche, auf dem Rücken oder mit den Armen. Auf den letzten Körperteilen allerdings unfreiwillig.

Ein besonders widerpenstiges Paar Hölzer mußte ich erwischt haben. Das ist genau wie mit den Ehefrauen. Immer wollen sie anders, als wie der Gatte! So war's auch mit meinen Skiern! Bald legten sie sich vorn, bald hinten wie gekreuzte Degenspitzen übereinander. Worauf ich dann stets den Schnee von meinem Abzug abklopfen durfte! Als ich mich auf diese Art in einstündiger nichtöffentlicher Vorstellung mit den Charaktereigenschaften der Skier einigermaßen vertraut gemacht hatte, zog ich zum Übungshang am Hausberg.

„Donnerwetter, müssen Sie viel Geld verdienen!“ meinte unterwegs ein wildfremder Herr anerkennend zu mir.

„Wieso?“ rüdfragte ich verblüfft.

„Na, weil Sie so schwißen!“

Ich klärte den freundlichen Herrn auf, daß ich bloß vom Skilaufen so schwitze. Das Geldverdienen verneinte ich. Worauf er sich grüßend empfahl.

Es liegt wohl in der Natur der Stübungshänge, daß sie glattgewachst sind, wie gebohntes Parkett. Ich war jedenfalls noch nicht bis zur Hälfte oben, da sauste ich bereits wieder rücklings hangab.

„Ein neuer Hinfall, Herr!“ jubelten erfreut mehrere Stihaserln. Ich verbeugte mich erfreut und fuhr dabei einer hübschen Dame in die Parade. Wir schlossen beide intime Bekanntschaft im Schnee.

Erstoft war ich sofort auf die Herren Stiphotographen. Diese Zivilisten im Schnee! Aus unserer Eitelkeit machen sie ein glänzendes Geschäft. Immerfort stehen sie gerade dort im Gelände, wo man gerade hinlaufen möchte. Worauf man immer einen neuen Feldzugsplan entwerfen muß! Als ich einmal einen hochwertigen Hinfall absolviert hatte, zückte einer den Apparat und machte mir die übliche Offerte. Bilder werden per Nachnahme zugelandt! Ich ordnete meine Skier, dann meine Arme und Beine in jene Lage, die ihnen der Herrgott wohlbedacht zum täglichen Gebrauch gegeben hat, stand auf und — strafte ihn mit schweigender Verachtung. Ich empfand es als Gemeinheit, daß er mich nicht gefilmt hatte, als ich in wildschön stiebender Abfahrt hangab sauste, ehe ich zu Fall kam.

Mit meinen Schneeschuhen hatte ich in der zweiten Stunde ein Kompromiß geschlossen: eine glatte Abfahrt, dann eine Abfahrt mit Fall!

Doch ich bin zähe! Zäher als die tüdlichsten Biester von Stiern! In der dritten Stunde meines neuen Daseins als Stihängling unterwarf ich die Hölzer meinem Willen. Nun mußten sie, wie ich wollte! Recht hübsch nebeneinander herlaufen, auf jeden Schenkeldruck reagieren wie ein edles Zweigespann. Und still stehen, wenn ich in elegantem Stembogen bremste.

Hundert pludrig befohte Stihaserln bewunderten mich, als ich zu Mittag, stolz wie ein Spanier, mit einem Bierdurst allerdings, der jedem Münchener Ehre gemacht hätte, das Schlachtfeld der Ehre verließ und heimwärts segelte.

Als ich heimtam zum Better Glas, war der schneidige Berliner auch schon da. Er trug den Arm in der weißen Binde. „Ich bin aber heute hingeflogen,“ meinte er beiläufig, hold errötend auf den verbundenen Arm deutend.

„Ich auch!“ mußte ich zugeben. „Aber, Sie hatten recht, nichts ist einfacher als Skilaufen! Wenn man es kann, braucht man sich wirklich nur auf einen Berg zu stellen und das Weitere seinen Hölzern zu überlassen!“

H. K.